

nachweis (212—222) zu Friedrich Spee enthält neben der Primär- und Sekundärliteratur auch „Darstellungen in Romanform“ und Hinweise auf Bücher, Film und Rundfunk.

Gerhard Röckel

*Gasse, Wilhelm: Die „gute alte Stadt“ und ihre Pastoren. Bilder aus Goslars Kirchen- und Stadtgeschichte in der Zeit des frühen Pietismus. Goslar 1988 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar 38)*

Es fällt schwer, diese Arbeit zu rezensieren. In Liebe zum Detail hat der Verfasser geschrieben. Da kann ihm, wenn man nicht die Spezialstudien beckmesserisch nachvollzüge, niemand etwas erwidern. Auch im Vorwort kommt eine gewisse Selbstbescheidung zum Ausdruck, die den Verfasser ehrt, siehe auch den Untertitel.

Was den Rezensenten stört, ist der Haupttitel des Werks. Wenn der Verfasser sich auch auf den frühen Pietismus letztlich beschränkt, was legitim ist, so hätte das auch im Haupttitel des Buches deutlich werden sollen. Gab es vor dem frühen Pietismus keine „gute alte Stadt“? Gab es, um vor den Pietismus zurückzugehen, keine guten reformatorischen Pastoren? Gab es in der katholischen Zeit keine guten Pastoren in der „guten alten Stadt“? Dabei ist doch gleichgültig, ob sie die Seelsorge als Stiftskanoniker oder aus einer anderen Funktion heraus betrieben haben.

Dem Rezensenten fällt auf, daß bei aller Liebe zum Detail zu einseitig verfahren wird. Warum beginnt die religiöse Geschichte in vielen Fällen frühestens mit der Reformation? Gab es nicht gute Pastoren vorher? Warum wird die Zeit vorher nicht mit einbezogen? Es scheint ein Mangel zu sein, daß alles erst kurz nach 1500, hier noch später, beginnt. Gab es vorher keine „gute alte Stadt“?

Ich möchte die Stellungnahme (die keine böswillige Kritik ist) zu dieser verdienstvollen Schrift dazu benutzen aufzufordern, doch etwas weiter über den eigenen Tellerrand hinauszusehen ... oder einen anderen Titel zu wählen. Jeder hat das Recht einzugrenzen, Schwerpunkte in seinen Forschungen zu setzen, doch das sollte dann auch deutlich werden.

Friedrich Eymelt

*Aschoff, Hans-Georg: Kirchenfürst im Kaiserreich. Georg Kardinal Kopp. Hildesheim: Bernward 1987, 138 S.*

Biographien haben Konjunktur. Taschenbuch- und Sachbuchhersteller legen heutzutage Biographien von Königen, Politikern, Naturwissenschaftlern, Künstlern und sonstigen Berühmtheiten vor. Hin und wieder befindet sich auch ein Mann der Kirche darunter. Päpste und Bischöfe, auch lokal bedeutende Männer des einfachen Klerus finden ihren Biographen. Doch muß hier noch ein gewisses Defizit festgestellt werden: Noch längst nicht alle Kirchenfürsten und Priester beider großen Konfessionen haben die ihnen gebührende Würdigung bisher erfahren.

Wohl gibt es erste Ansätze. So liegen Kurzbiographien für die Bischöfe des deutschen Sprachraums von 1785/1803 bis 1965 vor, die Erwin Gatz herausgegeben und größtenteils selbst verfaßt hat. Auch Martin Greschat hat sich in der von ihm betreuten Buchreihe

„Zeitgeschichte in Lebensbildern“ einiger großer Kirchenmänner angenommen.

Die Bischöfe unseres Bistums Hildesheim sind auch schon häufiger skizziert worden, vor allem durch Adolf Bertram in seinen einschlägigen Monographien zur Geschichte des Bistums Hildesheim, für das hohe Mittelalter von Hans Goetting und für die neuere und neueste Zeit von Hans-Georg Aschoff, hier vor allem in dem Sammelband von Erwin Gatz. Aschoffs kurze Artikel bestechen jeweils durch ihre klare, manchmal mitreißende Sprache, das feste Urteil und die präzise Zusammenfassung auch größerer Mengen an Literatur.

Es darf als Glücksfall gelten, daß er sich mit Georg Kopp eines Bischofs angenommen hat, der als Hildesheimer Diözesanpriester begann und später als Fürstbischof von Breslau die Geschichte der deutschen Kirche maßgeblich mitgestaltete. Fesselnd bieten die 138 Seiten mit 58 Bildern auf der Grundlage von 256 Literaturtiteln und einem enormen Quellenfundus die Lebensgeschichte eines Mannes, dem zu Lebzeiten manches harte Urteil zugekommen ist und dessen Rolle in der Kirchenpolitik seiner Zeit wohl niemals richtig beurteilt werden kann.

Kopp wurde am 24. Juli 1837 in Duderstadt im Untereichsfeld geboren; seiner Heimat widmet Aschoff eine längere Darstellung (Duderstadt und Eichsfeld, S. 9—14). Wo immer es nötig ist, führt Aschoff seinen Leser durch Exkurse und historische Hintergrunddarstellungen in die jeweils zu behandelnde Epoche aus Kopps Leben ein, ein Verfahren, durch das die Biographie zum kleinen historischen Handbuch wird. Die Darstellung von Geschichte erfolgt natürlich in erster Linie anhand der geschilderten Person, doch bleibt Aschoff dabei nicht stehen.

Georg Kopp besuchte in Duderstadt die Volksschule, dann das Progymnasium und siedelte dann nach Hildesheim über, um am Collegium Josephinum ein recht gutes, wenn auch nicht überragendes Abitur zu machen. Ein geplantes Theologiestudium konnte er nicht sofort aufnehmen, sondern wurde Telegraphist bei einer Eisenbahngesellschaft. Hier wurde der „schüchterne“ junge Mann zweimal nicht befördert, worauf er in einem äußerst freimütigen Schreiben um seine Entlassung nachsuchte; er warf seinen Vorgesetzten vor, man könne wohl nur in den höheren Dienst kommen, wenn man vorher als Student genügend getrunken und sich einige Mensurschmisze geholt hätte (S. 22) — ein prägnantes Beispiel für Kopps Auftreten: hart in der Sache, wenn es darauf ankam, aber von einem normalerweise blassen Auftreten.

1862 wurde Kopp zum Priester geweiht. Danach wirkte er jeweils für kurze Zeit als Kaplan in Poppenburg und als Schulvikar in Henneckenrode. Mit der Versetzung seines Förderers Ludolph Even zum Domkapitular in Hildesheim begann Kopps Aufstieg in der diözesanen Hierarchie: Der ehrgeizige junge Mann wird seine Versetzung nach Hildesheim und seine Verwendung als Domlektor und Generalvikariatsassistent bestimmt als große persönliche Herausforderung begriffen haben. Überraschend machte ihn der 1871 zum Bischof geweihte Daniel Wilhelm Sommerwerk zu seinem Generalvikar; Kopp war zu diesem Zeitpunkt 35 Jahre alt. Mit dieser Ernennung begann sein Aufstieg, der ihn in die höchsten Kirchenämter des Reiches führen sollte.

In der Zeit des Kulturkampfes (1873—1886) entwickelten Kopp und sein Bischof vielfältige Strategien eines einvernehmlichen Auskommens zwischen Staat und Kirche. Zwar waren beide nicht in der Lage, die vom Staat sukzessive erlassenen Kampfgesetze streng zu befolgen. Sie wurden beide mehrfach auf dem Verwal-

tungs- und Gerichtsweg verurteilt. Aber sie nahmen im Gegensatz zu manchen anderen preußischen Bischöfen eine konziliante Haltung gegenüber dem Staat ein. Kopp selbst war etwa bereit, Pfarrer und Priester, die seelsorgliche Aushilfstätigkeiten in einer verwaisten Pfarrei versahen, dem Staat anzuzeigen (S. 34); er bewies Ausdauer und Kraft, zwischen den Fronten zu vermitteln und sich dabei auch in Gegensatz zu manch anderen Bischöfen und kirchlichen Amtsträgern zu bringen.

Daß der Staat diese Haltung Kopps würdigte, zeigt sich etwa darin, daß Kopp wahrscheinlich durch den Kultusminister von Goßler als Nachfolger des verstorbenen Bischofs von Fulda, Christoph Florentius Kött, vorgeschlagen wurde (S. 39). Er war sozusagen eine persona gratissima. Als Bischof von Fulda hatte er eine ähnliche Diasporasituation wie in seiner Diözese Hildesheim zu bewältigen. Sein Schwerpunkt lag hier auf der pastoralen und schulischen Ebene. Gleichzeitig bemühte er sich als Vermittler zwischen dem Staat und der Kirche um eine Beilegung des Kulturkampfes. Teils mit offizieller Billigung seiner preußischen Mitbischöfe, teils in Geheimverhandlungen mit dem Hl. Stuhl trieb Kopp diese Verhandlungen maßgeblich voran. Dabei richtete sich seine Tätigkeit auch explizit gegen die Vorstellung etwa der Bischöfe von Köln, Melchers, und Ermland, Krentzschmar. In geradezu spannender Form trägt Aschoff die verwickelten Verhältnisse seinem Leser vor. Dabei kommt er zwar nicht zu neuen Ergebnissen, sondern ist in seinen Ergebnissen von älterer Literatur abhängig, aber er versteht es, bei zurückhaltendem Rückgriff auf diese Literatur ein lebhaftes Gemälde zu zeichnen.

Die diplomatischen Aktivitäten des Fuldaer Bischofs sollten ihn in großen Gegensatz zu seinen Mitbischöfen bringen. Seine mögliche Erhebung zum Erzbischof von Köln, auf die Kopp vielleicht gehofft hatte, stieß auf den erbitterten Widerstand von Paulus Melchers. Auch die Beförderung zum Fürstbischof von Breslau wurde mit Skepsis und verhaltenem Ärger aufgenommen. Insbesondere der Führer der Zentrumsparlei, Ludwig Windthorst, befürchtete, daß Kopp zu staatsfeindlich sei und damit seiner Partei zum Schaden gereiche (S. 65). Überhaupt spielt die Zentrumsparlei in Aschoffs Buch eine zentrale Rolle. Denn Kopp wird nicht nur in seinem Wirken als Kirchenmann und Kirchenpolitiker dargestellt, sondern auch als Gegenspieler zu einer Zentrumsparlei, die auf breiter katholisch-konfessioneller Grundlage eine wirksame Opposition gegen die Regierung darstellte. Die Partei vertrat einen entschiedenen Parlamentarismus, wollte, daß wichtige Entscheidungen durch die Abgeordneten und nicht nur durch die Regierung des Staates gefällt wurden, und verbat sich außerdem eine Einmischung der Kirche in allgemeinpolitische Fragen. Damit ist der fundamentale Grundsatz umrissen, der Georg Kopp und den Zentrumsführer Ludwig Windthorst trennte. Der Partei widmet Aschoff in jedem großen Kapitel ausführliche Abschnitte und kann damit aufzeigen, wie sehr Kopp in die allgemeine Reichspolitik eingebunden war.

Kopp selber, so lesen wir in der Zusammenfassung (S. 130), „bemühte sich um einen Ausgleich der Interessen des Staates mit denen der Kirche ... Die Sicherung der Seelsorge, die Bewahrung kirchlicher Freiheit und die Gleichberechtigung der Katholiken mit dem protestantischen Bevölkerungsteil waren die Ziele seiner kirchenpolitischen Tätigkeit, die er zum großen Teil auch erreichte. ... mit zunehmendem Alter wuchs seine Abneigung gegen demokratische und emanzipatorische Tendenzen ...“; er war einer der bedeutendsten Kirchenführer seiner Zeit. Natürlich äußerst ehrgeizig, aber — und hier ist vielleicht eine Korrektur angebracht — er wurde sicher ohne sein Zutun in die Position des Hildesheimer Generalvikars gehoben, von wo aus seine große Karriere begann. Welch eine Fehleinschätzung der Vorgesetzten im Telegraphen-

dienst, die die „Schüchternheit“ Kopps als Begründung für eine Nicht-Beförderung nahmen! Kopps Auftreten im kirchlichen Bereich, aber auch in den verschiedenen Parlamenten, denen er schließlich angehörte, seine Verhandlungen lassen etwas von der Kraft dieses Kirchenfürsten erahnen, der trotz seiner Bedeutung persönlich immer bescheiden lebte.

Kurz: ein lesenswertes und interessant geschriebenes Buch, das einen größeren Leserkreis verdient. Kaum trüben Druckfehler das gut aufgemachte Werk; hin und wieder, etwa S. 27 und 28, sind, wohl aus Versehen, längere Selbstzitate durch den Verfasser nicht eindeutig gekennzeichnet worden. Doch trübt das nicht den überaus positiven Eindruck, den das Buch beim Leser hinterläßt.

Josef van Elten

*Tilly, Gerd-Eberhard: Schule und Kirche in Niedersachsen (1918—1933). Die Auseinandersetzung um das Elternrecht und das Reichsschulgesetz in der Schulpolitik der niedersächsischen Kirchen im Weimarer Staat (Beiträge zur historischen Bildungsforschung Bd. 4, hg. von R. W. Keck), Hildesheim: Lax 1987, ISBN 3-7848-3754-9.*

Der Titel dieses Bandes enthält einen verzeihlichen Anachronismus: Niedersachsen 1918—1933? Das Bundesland Niedersachsen gibt es erst nach 1945. Dennoch ist die Bezeichnung nicht abwegig, weil Tilly seine Untersuchungen räumlich auf das Gebiet des heutigen Niedersachsen beschränkt hat. Zwischen 1918 und 1933 gehörten dazu: die Länder Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe, die Provinz Hannover (die politischen Namen) mit den jeweiligen evangelischen Landeskirchen und den katholischen Bistümern Hildesheim, Osnabrück und Münster (Südoldenburg) (die kirchlichen Namen). Untersucht wird für den Zeitraum von 1918 bis 1933 eine auf den ersten Blick periphere Frage: die Auseinandersetzung um das Elternrecht und das Reichsschulgesetz im Weimarer Staat.

Die historische Kenntnis dieser Jahre gilt zwar als ausgesprochen gut. Aber durch die Arbeit von Tilly wird etwas erfüllt, was bislang ein Forschungswunsch war. Wissenschaftlich muß man dieses Buch als einen Beitrag zu einer „sozialgeschichtlichen Regionalgeschichte“ betrachten. Dazu wurde aus vielen Landes- und Kirchenarchiven Material herangezogen, das bislang unbekannt war.

Wie wenig peripher die behandelten Fragen sind, zeigt Tilly, wenn er das empfindliche „System der Weimarer Republik“, hier die gefährdeten Beziehungen zwischen den damaligen politischen Parteien und Kirchen im Hinblick auf das Schulwesen, vorstellt (41—98). Besonders „delikat“ war die Frage nach dem Religionsunterricht, nicht so sehr in den Bekenntnis- als vielmehr in den Simultanschulen. Allgemeine Erinnerung an die „geistliche Schulaufsicht“, zusammen mit dem festen Vorhaben, diese nach 1918 nicht wieder aufleben zu lassen, auf der einen Seite und die Befürchtungen der Kirchen, jeden Einfluß auf die Schulen zu verlieren, auf der anderen Seite, machen den Ausgangspunkt der schul- und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen aus.

Während der Weimarer Zeit, das galt als bekannt, gab es eine Reihe von Entwürfen zu einem „Reichsschulgesetz“ (99—156); diese blieben schließlich alle Entwürfe, weil letztlich die „Verhandlungen im Reichsrat und Reichstag ... erfolglos“ (148) verliefen.